

Ellen Jacobi

Rentner sind besser als ihr Ruf

Roman



lübbe

Inhalt

Cover

Über das Buch

Über die Autorin

Titel

Impressum

Widmung

Motto

1.

2.

3.

4.

5.

6.

7.

8.

9.

10.

11.

12.

13.

14.

15.

16.

17.

18.

19.

20.

- 21.
- 22.
- 23.
- 24.
- 25.
- 26.
- 27.
- 28.
- 29.
- 30.
- 31.
- 32.
- 33.
- 34.
- 35.
- 36.
- 37.
- 38.
- 39.
- Epilog

Über das Buch

Ein heiterer Roman über fiese Investoren, tatkräftige Senioren und das, was jahrzehntelange Freundschaft ausmacht. Henriette von Aschberg ist fassungslos: Ihr Adoptivbruder Konstantin setzt alles daran, das Hochhaus zu entmieten, das ihnen je zur Hälfte gehört. Er will es abreißen, auf dem Grundstück lukrative Eigenheime errichten lassen und sich damit eine goldene Nase verdienen. Für die Altmieten empfindet er nichts als Verachtung, Henriette dagegen bedeuten sie alles. Zusammen mit ihren Freunden schmiedet die alte Dame einen Plan, um das Haus und die langjährige Gemeinschaft zu retten. Wie gut, dass sie in der Eifel noch ein altes Jagdschloss besitzt, in das sie und ihre Freunde sich einstweilen zurückziehen können ...

Über die Autorin

Ellen Jacobi, 1960 am Niederrhein geboren, entdeckte als Tochter einer Bibliothekarin und Märchenbuchsammlerin früh ihre Liebe zu Büchern und zum Geschichtenerzählen. Nach einem Literatur- und Anglistikstudium arbeitete sie als Reiseleiterin und Lehrerin in England. In Deutschland war sie als Redakteurin für Tageszeitungen und Magazine tätig. Heute lebt Ellen Jacobi mit ihrer Tochter in Köln. In ihren Regionalkrimis sorgen die Privatermittler Lothar E. Schuknecht und Veronika Dornbusch-Bommelbeck im Bergischen Land für Ordnung. In ihren beliebten Rentner-Romanen suchen und finden jung gebliebene Senioren das Glück.

Ellen Jacobi

Rentner sind besser
als ihr Ruf

Roman

l**ü**bbe

Vollständige eBook-Ausgabe
des in der Bastei Lübbe AG erschienenen Werkes

Personen, Schauplätze und Geschehnisse dieses Buches sind frei erfunden.
Ähnlichkeiten mit lebenden oder verstorbenen Personen sind rein zufällig, aber
nicht unerwünscht.

Originalausgabe

Dieses Werk wurde vermittelt durch die Michael Meller Literary Agency GmbH,
München

Copyright © 2020 by Ellen Jacobi
Copyright © 2020 by Bastei Lübbe AG, Köln

Lektorat: Dr. Stefanie Heinen
Titelillustration: © Ommo Wille
Umschlaggestaltung: Thomas Krämer
eBook-Erstellung: Dörlemann Satz, Lemförde

ISBN 978-3-7325-8612-7

www.luebbe.de

www.lesejury.de

*Den Helden meiner
Kindheit gewidmet.*

*Ein Freund ist ein Mensch, der die Melodie
deines Herzens kennt und sie dir vorspielt,
wenn du sie vergessen hast.*
Albert Einstein

Echte Fründe ston zesamme.
Die Hühner

1.

Wind blättert in den Säulenpappeln, lässt letzte Blütenkätzchen schneien, frischt plötzlich auf. Eine Böe wiegt und zaust die maigrünen Kronen, zwingt sie zum Tanz. Zu schwindelhohen Riesen sind die Bäume in sechzig Jahren aufgeschossen, ihre Wipfel verschleiern einen verkehrsbrausenden Autobahndamm in Richtung Rheinbrücken und Düsseldorf und reichen bis hinauf zu den Fenstern der kleinen Penthousewohnung auf dem Hochhausdach.

Es ist die ehemalige Hausmeisterwohnung, direkt neben dem Anbau für die ächzende, mitunter rumpelnde, weil betagte Fahrstuhltechnik. Hinter den Fenstern, die Pappeln fest im Blick, mit dem Rumpelfahrstuhl per Du und längst versöhnt, ja, geradezu darin vernarrt, steht Henriette »Henny« von Aschberg, seit fünf Jahren Bewohnerin des Hochhausdachs, außerdem Unternehmerstochter, Architektenwitwe und Erbin der sechs Stockwerke unter ihren Füßen.

Henny runzelt missvergnügt die Stirn.

Nun ja, zur Hälfte. Noch.

Wäre das Haus ganz ihr Eigen und hätte sie Kinder als Erben, würde sie nicht so schrecklich in der Bredouille stecken. Der Aschberg-Clan, ihre dank Baustoffhandel - erst Holz, dann Ziegel, später Zement, Kies, Beton et cetera - über Generationen steinreich gewordene Familie, will Hand oder besser gesagt Kettensägen, Wurzelgrubber

und Fräsen an die Pappeln legen. Um freie Bahn zu schaffen für Bagger und Abrissbirnen.

Gefühlloses Pack, elende Sippschaft, immer gewesen!, schimpft Henny stumm.

Das Hochhaus und halb Hoffnungsthal, ein luftiges Vorzeigeviertel des sozialen Wohnungsbaus, 1959 nach Entwürfen von Stararchitekt Johann Riemann, Hennys längst Verstorbenem, in Rekordzeit gebaut, soll lukrativen Luxusimmobilien und Tiefgaragen weichen. Auf der anderen Seite der Autobahn haben die Bauarbeiten bereits begonnen. Da stört ein ehemaliger Sozialbau der Wirtschaftswunderzeit, egal, wie hübsch er ist mit seinem rosaroten Backstein, dem lichten Terrazzotreppenhaus und den schwebenden Balkonen. Seine Bewohner – egal, wie alt und glücklich sie in dem Hochhaus, mit den günstigen Mieten und den tapfer tanzenden Pappeln sind – stören erst recht.

Ebenso die Schrebergartenanlage Grünbäumchen 1930 e.V., der reizende Park mit Schaukeln, Ententeich und Schützenhaus, der Kirmesplatz, der am Niederrhein nie fehlen darf, und die bescheidenen Reihenhäuschen. Hennys Blick durchheilt die grüne Wohnoase tief unter ihren Wohnzimmerfenstern. Ein Paradies, wie sie findet. Eine heile Welt. Die Aschbergs wollen diese Welt ausradieren und eine neue bauen – eine hässliche.

Wenn das der Riemann noch erleben müsste!, schnaubt Henny innerlich. Johann Riemanns Devise lautete: Ein Hochhaus soll schmücken, nicht erdrücken. Und daran hat er sich gehalten. Er mag ein lausiger Ehemann gewesen sein, aber er war ein ausgezeichnete Architekt.

Ihrer sogenannten Familie schweben gruselig klotzige weiße Flachdachwürfel in Stapeln, vom Singleformat bis hin zur Villengröße, vor. Dicht an dicht gebaut, damit genug Rendite abfällt. Dazwischen soll es künstliche schnurgerade Kanäle geben, klinisch saubere Rollrasenflächen im Handtuchformat und Zierkirschen,

stramm in Reih und Glied gepflanzt. Anstelle von Kirmesplatz, Kleingartenanlage und Park ist ein Golfplatz angedacht.

Eine Art gehobene Disneylandschaft und vornehme Käfighaltung soll das werden, findet Henny. Für Großstadtpendler, Besserverdiener und Betuchte oder solche, die sich dafür halten und sich hinter bodentiefen Fenstern zur Schau stellen wollen.

Von Aschbergs werden hier nicht wohnen, das ist mal sicher. Die würden selbst niemals zu horrenden Mieten oder astronomischen Kaufpreisen in sterilen Bauklotztürmchen leben wollen. Schon gar nicht würden sie ihren Reichtum herzeigen. Tja, und für so einen Mist sollen ihre alten Mieter rausgeworfen und in alle Winde zerstreut werden.

Zorn kocht in Henny hoch, ihr Rebellenblut pulsiert, ihr juckt es in den Fingern, dem morgendlichen Besucher, der ihr im Nacken, genauer gesagt am Biedermeiertisch in ihrem Rücken sitzt, ein paar Backpfeifen zu verpassen. Noch besser, sie holt ihre alte Jagdbüchse aus der Besenkammer und schießt ihn zur Tür hinaus. Dank Förster Bellhaus weiß sie seit ihrer Kindheit, wie man eine Flinte benutzt und damit trifft.

Haltung, Henny, Haltung!, mischt sich ihre innere Gouvernante ein. Vergeblich. Zumindest, was ihre wahren Gefühle betrifft. Äußerlich anzusehen ist Henny davon freilich nichts. Kerzengerade, tadellos frisiert und erlesen elegant gekleidet, ganz Inbegriff einer vornehmen alten Dame von 79 Jahren, steht sie trotz kochendem Rebellenblut an den Fenstern.

Die Bau- und Abrisspläne sind Henny natürlich nicht neu. Neu ist, dass der einleitende Pappelkahlschlag am Hochhaus bereits für diesen Herbst und ganz an ihr vorbei geplant worden ist, wie ihr Überraschungsgast vor zehn Minuten mit raumgreifender Stimme verkündet hat.

Dreckskerl.

»Die Pappeln müssen weg. Schon aus Sicherheitsgründen«, hat Konstantin von Aschberg sie noch im Türrahmen - Begrüßung Fehlanzeige - mit einem Mundwerk wie ein Maschinengewehr unter Feuer genommen. »Die sind bestimmt morsch bis auf die Knochen, völlig verrottet. Wir wollen ja nicht, dass auf die letzten Meter noch ein Mieter durch umfallende Bäume zu Schaden kommt.«

Sodann hat er ihr kleines, aber feines Wohnzimmer erstürmt, die Pappeln voll Abscheu beäugt und nachgeladen. »Ich sehe schon die Schlagzeilen *Rentner auf Balkon von Pappel erschlagen*. Gruselige Vorstellung, so geschäftsschädigend. Und denke nur, einer der Bäume könnte dich treffen! Welch ein Verlust.«

Sollte das eine verkappte Drohung sein?, sinniert Henny grimmig. *Möglich wäre alles*. Konstantin Freiherr von Aschberg, ihr dreißig Jahre jüngerer Adoptivbruder, ist der geborene Kotzbrocken.

Optisch gibt er gern eine Art britischen Gentleman vom Lande. Mal im hundebhaarigen Tweedjackett und Hunter-Gummistiefeln, mal, so wie heute, im dunkelblauen Wappenblazer zu rahmengenähten Schuhen, stets mit keramikverblendetem Lächeln. Außerdem hat er eine Vorliebe für Paisley-Einstecktücher. Kurz, er sieht meist aus wie einer *Inspektor Barnaby*-Folge entsprungen. Ein Endvierziger in der Rolle des jovialen Landedelmanns. Henny kann er damit nicht täuschen.

Konstantin ist kein Gentleman, sondern der Mann fürs Grobe im Aschbergclan. Heimtücke und unsaubere Methoden sind Konstantins Spezialgebiet. Mehr traut man ihm als Sprössling einer allenfalls halbadeligen Seitenlinie nicht zu, das allerdings zu hundert Prozent. Konstantin würde alles tun, um in die oberen Ränge der Familie aufzusteigen.

Zweifellos hat man ihm das Kommando in Sachen Hochhaus übergeben. Er soll sie in den Wahnsinn treiben

oder mit viel Glück einen Herzanfall bei ihr auslösen. Ihr plötzliches Ableben würde schließlich den sofortigen Abriss des Hochhauses ermöglichen. Im Falle ihres Todes gehen das Haus und der Grund und Boden – ehemals spottbilliges Ackerland, jetzt millionenwertes Bauland – nämlich zurück an den Aschbergclan. Das ist Familientradition, wenn erbberechtigte Kinder fehlen.

Hennys Mund wird zum wütenden Strich.

Nun, noch lebt sie und ist, von ein paar Altersmalaisen abgesehen, geradezu lächerlich gesund. Da kommt sie auf ihren Urgroßonkel, Graf Heinrich Siegismund Frowein. Der war im Alter mehr Lebemann als Industriebaron, ist 98 geworden, bis zuletzt Parforcejagden geritten und am Ende einem Herzschlag in der Bügelkammer seiner properen Haushälterin erlegen – und das nicht beim Wäschefalten.

Alles in allem war er einer der wenigen sympathischen Vertreter des Aschberg-Geschlechts. Und ein origineller. Seine Nachfahren nennen ihn allerdings despektierlich »Graf Gaga«.

Herrje, jetzt schweifen deine Gedanken ab!, ruft Henny sich zur Ordnung. Leider neigen ihre Gedanken zum Abschweifen, besonders in Gegenwart von Kotzbrocken Konstantin, dem Unerträglichen.

»Wie du weißt«, meldet der sich in schönstem Einklang mit seinem wahren Charakter – dem eines Schmierlapps und Lügners – hinter ihr wieder zu Wort, »nehme ich Fragen der Fürsorgepflicht sehr ernst. Du und deine Mieter, ihr liegt mir am Herzen.«

Als ob!

Konstantins Herz ist ein Rechenschieber, weshalb er gerade seine zweite Scheidung durchmacht. *Vielleicht ist es auch die dritte*, überlegt Henny. Ihr Adoptivbruder hat eine Schwäche für teure Vorzeigeblondinen. Gewöhnlich kommen sie aus halbwegs gutem Hause und sind nicht komplett bildungsfern, dafür aber wohlstandsverblödet.

Kurz, es handelt sich um strohdumme, aber gerissene Gänse und verwöhnte Zicken.

Wenn Henny sich recht entsinnt, heißt Konstantins derzeitige künftige Ex-Frau Katja und hat als Erbin selbst Geld »an de Fööss«, wie es am Niederrhein heißt. Trotzdem dürfte die Trennung für Konstantin mal wieder kostspielig werden. In besseren Kreisen schenkt man sich nichts.

Ein Grund mehr für ihn, die lukrativen Baupläne forsch und im Sinne des Clans voranzutreiben. Er dürfte kräftig daran mitverdienen.

Was sagt man zu so einem? Nichts! Den schweigt man tot. Deshalb hat sie diesem Prinz Protz mit Wappenring den Rücken zugekehrt und gibt sich ungerührt, obwohl sie sich in Wahrheit wie ein Häufchen Elend fühlt.

Hinter ihr am Biedermeiertisch raschelt Papier. Konstantin ist zum Studium von Mietunterlagen, Kontoauszügen und Geschäftsakten - *ihren* Auszügen und Akten - übergegangen. Leider hat er als Miteigentümer des Hochhauses ein Recht darauf. Bei den von Aschbergs gebietet die Tradition - und Tradition ist bei den Aschbergs alles -, dass die Männer der Familie sämtliche Vermögenswerte und deren Vermehrung ständig im Blick behalten.

Konstantin murmelt was von »unsinnigen Investitionen ins Haus«, »Kostenoptimierung«, »lächerlichen Mieten auf Sozialhilfeniveau« und »heillos überzogenen Konten, kurz vor Bankrott«.

Hallo? Ich bin doch noch nicht pleite! Oder doch? Jedenfalls nicht vollständig. Henny ist kurz verunsichert, beruhigt sich aber sofort wieder. Sie hat schließlich immer noch Graf Heinrich Siegismund Froweins Jagdschloss in der Eifel, das kann ihr keiner nehmen.

Das hat auch keiner vor, denn das Schloss ihres Urgroßonkels, eher eine ziemlich geschmacklose kleine Burg aus der Gründerzeit, gilt als unverkäufliches Groschengrab. Sonst hätten die von Aschbergs es ihr, dem

sprichwörtlichen *Enfant terrible* der Familie, niemals vollständig und – anders als das halbe Hochhaus – ohne Bedingungen überlassen. Von ein, zwei höchst dubiosen Geschäftsleuten abgesehen, hat Henny denn auch bislang niemand ein Kaufangebot unterbreitet. Egal, in welchem Zustand es ist: Es liegt ihr am Herzen, ist sie hier doch fern der Familie und des in den letzten Zügen liegenden Zweiten Weltkriegs glücklich aufgewachsen.

Konstantin seufzt hinter ihr, als müsse er sich ohne Betäubung einer Wurzelbehandlung unterziehen. »Oh, oh«, stöhnt er. »Das sieht schlimm aus, fürchterlich.«

Kurz drohen Hennys Knie einzuknicken. *Stimmt das?*

»Übrigens stehe ich mit dieser Ansicht nicht allein«, fährt Konstantin Lackaffe fort. »Ich habe kürzlich ein Schreiben vom Finanzamt erhalten, in dem der von dir in der Steuererklärung veranschlagte Mietzins angesichts der begehrten Wohnlage als viel zu gering erachtet wird. Mit anderen Worten: Man hält deine Angaben für getürkt, dich für eine Steuerbetrügerin und fordert dich zu einer sofortigen Mietanpassung auf. Ein Abriss und die Neubauten würden diesen unerquicklichen Vorgang natürlich beenden.«

Haltung, Henny, Haltung, predigt sie sich, streckt sich energisch, zaubert eine tadellos entspannte Miene auf ihr Gesicht. Mit Erfolg. Kurz wendet sie den Kopf, schenkt Konstantin ein höfliches Lächeln, bis der den Blick senkt und sich in die Aktenlektüre zurückflüchtet. Mit Höflichkeit kann der nicht umgehen. *Wurm!*

Sie hat nicht umsonst in jungen Jahren, zur Zeit des deutschen Fräuleinwunders, also in den 1950ern, kurz als Hutmodell und dann als eine der ersten Lufthansa-Stewardessen – Gastgeberin der Lüfte hieß das – gearbeitet. Natürlich zum Entsetzen der Familie. Eine selbstständige Frau galt als unschicklich, Arbeit als »Proletenschicksal«.

Obwohl beides damals durchaus vornehme Tätigkeiten waren. Ihr Adelsname kam ihr bei beidem zugute. Frauen von unnahbarem Charme und Eleganz bis in die Handschuhspitzen waren gefragt, Damen wie sie eben.

Und mit den Mitteln einer solchen wird sie den Kampf um das Hochhaus gewinnen. *Jawohl!* Ihr linealgerader Gang, einschüchternde Manieren und der Anschein, unerschütterlich bis hin zur Gefühlskälte zu sein, können, wie Henny glauben will, nach wie vor so gewinnend wie vernichtend sein. Kommen noch eine Prise Bauernschläue, List und Tücke hinzu. All das steuern die fabelhaften Mitstreiter unter ihren Mietern bei. Lauter gewiefte alte Kämpen. Sie ist also bestens gewappnet.

Na ja ... fast, denn in ihr sieht es nun mal anders aus. Wieder zittern Hennys Knie. Aus so vielen Gründen.

Ihr Blick flüchtet zurück ins goldene Blättergefirr vor den Fenstern, tanzt ein Weilchen mit den Bäumen. Seit sie vor fünf Jahren hergezogen ist, liebt sie die Pappeln so leidenschaftlich wie das Haus. Unter anderem. Der Rest geht keinen was an.

Schon gar nicht Konstantin, den Rechenschieber. Gefühle tiefer Zuneigung gelten den von Aschbergs - einer rheinisch-katholischen Unternehmerdynastie in zwölfter Generation, adlig in sechster, Motto »Keiner begehre, was mein ist« - von jeher als verzichtbarer Luxus, der angreifbar macht und dem Geschäft schadet. Was stimmen mag. Ganz sicher sogar.

Es genügt, dass der Aschbergclan sie wegen ihres Auszugs aus einer Villa mit Rheinblick und des Umzugs hierher sowie einiger Schenkungen, die sie seither verfügt und durch die sie ihr Privatvermögen stark gemindert hat, für restlos übergeschnappt hält.

»Die irre Hochhausgräfin« nennt ihr Clan sie mit abfällig gerümpfter Nase, als sei sie ein schlechter Geruch und eine Wiedergängerin des »Grafen Gaga«. Was nichts

Neues ist. Henny schluckt, ihre Gedanken stolpern ungebremst eine düstere Kellertreppe hinab.

Sie galt von Anfang an als Fehlschlag, weil sie ein Mädchen war und den im Krieg gefallenen Sohn und designierten Erben nicht ersetzen konnte. Sie war allenfalls geeignet, mit ihr ein lohnendes Geschäft am Heiratsmarkt zu tätigen und die Erbfolge für die mehrköpfige Geschäftsführung – rein männlich wie seit anno Piefendeckel, versteht sich – zu sichern.

In beiderlei Hinsicht hat sie früh und noch minderjährig ganz grandios und unverzeihlich skandalös gepatzt. Der Liebe wegen. Entehrt war sie, so sagte man damals. *Damaged goods*, beschädigte Ware, trifft es eher. In der Folge ist sie kinderlos geblieben. Es war eine dunkle, schrecklich dunkle Zeit, gemessen an ihrem langen Leben freilich nur eine kurze Episode, aber was die Familie ihr damals angetan hat ... und ...

Haltung, Henny, Haltung!, trotz sie gegen ihre erneut schweifenden Gedanken und einen silberhellen, messerscharfem Schmerz an, der sie hinterrücks durchbohren will. Gott, wie besessen sie als junges Mädchen davon war, ihre blöde, hundsdämliche Unschuld zu verlieren, und wie schmerzlich zu begreifen, dass verlorene Unschuld nie mehr zurückzuholen ist!

Henny reckt das Kinn. *Gleichgültig!* Wenn es darum geht, eiskalt Haltung in allen Lebenslagen zu wahren, ist sie nicht nur ehemaliges Hutmodell und Ex-Gastgeberin der Lüfte, sondern auch von Aschberg durch und durch. Gelernt ist gelernt. Von ungezählten Kinderfrauen, die sie mit viel Energie verschlissen hat, deren Prinzipien in Gestalt ihrer inneren Gouvernante aber immer noch nachwirken.

Momentan ist das gut so, versichert sich Henny, *sehr gut*, und zupft die Manschetten ihrer Chanelbluse glatt, denn Schmerz, Reue oder, schlimmer noch, Liebe – Gott bewahre! –, einfach jede Art von Gefühlsbekundung sind in

Anwesenheit von Konstantin fehl am Platz, sogar brandgefährlich.

Dumm nur, dass ihre Gefühle mehr noch als ihre Gedanken zum Ungehorsam neigen und Konstantins als Überraschungsbesuch getarnter Überfall ungelegener nicht kommen könnte. Sie erwartet schließlich weiteren, wirklich wichtigen Besuch aus Berlin, dem Konstantin keinesfalls begegnen darf. Sie hat extra eine feine kleine Einladung unter der Wohnungstür im Erdgeschoss durchgeschoben. Auf feinstem Büttchen. Für 12 Uhr zu einem leichten Lunch, Räucherlachs und Crémant. Sie muss Konstantin vorher unbedingt hinauskomplimentieren, ohne dass er Verdacht schöpft. Nur wie?

Denk nach, Henny, denk nach!

Erneuter Seufzer von hinten, dieser Dämlack macht sie mit seinem Aktenstudium ganz wirr und mürbe!

Ach, hätte sie nur vorher ihre langweiligen Akten ein wenig - nun ja - sortiert und gelichtet. Henny durchfährt ein Riesenschreck. Hat sie am Ende etwa die letzte Schenkungsurkunde und Frau Mattkas Testament bei den Hausunterlagen abgeheftet? Die darf Konstantin keinesfalls finden. Gestern hatte sie beides noch in der Hand, um alles sicher wegzulegen.

Nur wohin?, hakt ihre innere Gouvernante nach, die doch sehr lästig fallen kann. Ein Rohrstock sirrt in der Stimme mit.

Kann doch mal vorkommen, dass man was verlegt, rechtfertigt Henny sich reflexhaft vor dem strengen Anteil ihres Aschberg-Ichs. Sie war schließlich im Rausch der Gefühle. Kein Wunder, wenn man in einem Kuschelründchen versinken will, weil man gerade Hölderlingedichte vorgelesen bekommt, die haargenau so klingen, wie sie sich fühlt, seit sie hier wohnt: endlich erwünscht, wirklich erwünscht, gewollt, geborgen. Und erlöst aus einem inneren Sibirien mit Rheinblick an der Seite von Johann Riemann, in dem sie Jahre, Jahrzehnte

einem Kältetod entgegenfror. Dagegen half auch kein Valium, kein Rohypnol, kein Tavor, das gewisse, sehr zugängliche Ärzte ihr wie Smarties verschrieben.

Aber Liebe, die hilft, hilft immer.

Jawohl, beim Kuscheln und bei Gedichten kann man schon mal die Haltung und dämliche Urkunden aus dem Blick verlieren. *Man muss es sogar*, trotz Henny auf und verliert die Urkunden so vollständig wie gestern aus dem Blick.

Ach, Hölderlin!

*Lange tot und tiefverschlossen,
Grüßt mein Herz die schöne Welt,
Seine Zweige blühen und sprossen,
Neu von Lebenskraft geschwellt.*

Was für ein Liebesgeständnis an das Leben. Und an mich, schwelgt Henny. Ihr unbelehrbares Herz geht auf und lenkt sie vollständig ab von Konstantin, der Abrissbirne. Es war aber auch ein unglaubliches Geständnis, noch dazu von so einem Mann, einem echten Kerl!

Also, jetzt nicht Hölderlin, der bekanntlich verrückt wie ein Hutmacher war, obwohl Hölderlin - Hennys Wissens nach - nie Hüte modelliert und folglich keine hirnzersetzenden Quecksilberdämpfe beim Versteifen von Zylinderfilz eingeatmet haben kann, und ... *Oh je!* Henny fängt sich und ihre immer wilder vagabundierenden Gedanken ein, weil sie zugegebenermaßen ein klitzekleines bisschen irre klingen.

Aber nicht nach Hutmacher mit Hirnzersetzung, beruhigt sie sich, *sondern wie frisch verliebt*. In ihrem Alter! Und das nach fünf Jahren des heimlichen Beisammenseins im Hochhaus. Praktischerweise verliebt sie sich ja jeden Tag neu. Wahrscheinlich, weil sie in dieser Hinsicht sehr viel nachzuholen hat, seit sie damals gepatzt hat.

In ihrem Rücken stöhnt es erneut entsetzt. »Sag mal, bist du jetzt komplett wahnsinnig geworden? Was ist denn *das?*«, fragt Konstantin empört und wedelt, den Geräuschen nach zu urteilen, mit Papier herum.

Hennys Aschbergblut beginnt panisch zu pulsieren, ihre Gedanken starten eine wilde Jagd. Hat er tatsächlich die Schenkungsurkunde und Frau Mattkas Testament entdeckt? Dann ist ihr schöner Hochhausrettungsplan für die Katz, besser gesagt: der Plan der seligen Frau Mattkas aus dem Erdgeschoss.

Dann muss Konstantin gleich nur noch auf ihren Berliner Besuch treffen – Mattkas Erbin –, ihr ein Kaufangebot in astronomischer Höhe für die Wohnung unterbreiten, sich damit selbst zum sofortigen Mehrheitseigner machen, und die Pappeln werden im September fallen.

Konstantins mit Aschberggeld gefüllte Kriegskasse dürfte weit üppiger und strapazierfähiger als ihre Konten sein, und er hat dem Wunsch ihrer Eltern gemäß Vorkaufsrecht für alle frei werdenden Mietwohnungen, die ihr gehören. Geld und Vermögenswerte sollen schließlich in der Familie Aschberg bleiben, und sie hat nun mal keine andere.

Mit Frau Mattkas Tod droht nun der Ernstfall einzutreten. Sie ist als Erste von Hennys betagten Dauermietern auf immer gegangen, und es ist nur eine Frage der Zeit, wann andere ihr folgen werden und Henny Stück für Stück ihren Hochhausanteil an Konstantin verliert, wenn sie nichts dagegen unternimmt.

Seine eigenen Wohnungen vermietet ihr Halbbruder bereits seit Jahren bevorzugt an junge Singles und nur auf Zeit und gegen Staffelmieten. Nach zwei, drei Jahren sind die meisten wieder weg. Potenzielle Dauermieter wie Familien oder alte Leutchen sind bei ihm unerwünscht. Inzwischen freut er sich mit Blick auf die Abrisspläne sogar über Leerstand. Dank ihm stirbt das Haus regelrecht aus.

Henny zürnt innerlich, auch wenn sie nach wie vor darauf achtet, sich nichts anmerken zu lassen. Was zählen für diesen Gefühlslegastheniker schon ihre alten Mieter, von denen einige seit fünfzig, sechzig Jahren im Hochhaus leben? Was zählen für Konstantin deren selige Erinnerungen, geschweige denn ihr eigenes spätes Lebensglück, ihr Gefühl, endlich zuhause angekommen zu sein?

Nichts.

Und für Henny alles!

»Henny, was hast du dir dabei gedacht?«, verlangt Konstantin von Aschberg zu wissen. Seiner Stimme ist scharf wie ein Teppichmesser.

Wieder wird Henny schwach ums Herz und in den Knien. Ihr Blick sucht verzweifelt Halt bei den tanzenden Pappeln, Krapolskis Pappeln. Sie muss verhindern, dass es ihr Totentanz ist.

Der Verlust seiner Bäume und seiner Heimat Hoffnungsthal würden Fritz Krapolski – obwohl mit 80 Jahren immer noch ein kompakter Kraftkerl – das Herz brechen. Und Henny weiß, dass man an einem gebrochenen Herz durchaus sterben oder irre werden oder nur wie tot weiterleben kann. Sie hat das jahrzehntelang getan.

»Henny? Träumst du?«, echauffiert sich Konstantin.
»HENNY?«

Muss endlich was sagen, mobilisiert Henny ihre letzten Reserven, wendet sich mit einer Laufstegdrehung und ihrem besten Hutgesicht so präzise wie lässig um.
»Entschuldige, Konstantin, ich war abgelenkt. Unverzeihlich, aber ich müsste mal kurz telefonieren ... Mit, äh, der Fußpflegerin«, sagt sie und geht, nein, schreitet, jeder Zoll ein Fräuleinwunder, Richtung Küche.

Ihr Herz wummert panisch wie ein Presslufthammer. Sie braucht umgehend Hilfe. Sie braucht ihren Mann fürs Grobe, ihren Spezialisten für List und Tücke. Unter

anderem. Sie wird drei Etagen tiefer anrufen. Bei Hölderlin. Quatsch, Hölderlin, bei Krapolski natürlich. Ihrem Fritz, dem Unvergleichlichen. Rasch zieht sie die Küchentür hinter sich zu.

2.

Mit hydraulischem Zischen schließen die Bustüren, der Dieselmotor zittert, lässt die Fenster vibrieren. Holpernd geht die Fahrt weiter über ein Stück Kopfsteinpflaster und Straßenbahnschienen, vorbei an dem zum Parkhaus umgewidmeten ehemaligen Kaufhaus Horten mit seinen scheußlich grauen Keramikwaben.

Bonjour, Tristesse, willkommen zurück in den Sechzigerjahren und in deiner beschissenen Kindheit.

Regina Sanders' bislang stabile, sogar zuversichtliche Stimmung sinkt.

Worauf sie gefasst war.

Nicht gefasst war sie allerdings darauf, dass ihre Laune beim Anblick des Kaufhauses derart kellertief abstürzen würde. Natürlich hat das nachvollziehbare Gründe, aber, herrje, die liegen länger als ein halbes Leben zurück. Viel länger. Ihre Mutter hat dort mal gearbeitet, in der Spielwarenabteilung, war stolz darauf, gleich nach Reginas Einschulung einen begehrten Job als »Hortensie« ergattert zu haben, wie sich die Verkäuferinnen Anfang der 1960er nannten.

Ihre Mutter war damit glücklich, überglücklich, zum ersten Mal seit Jahren, denn sie war überzeugt, dass es nun sogar für Familie Sanders aufwärtsgehen könnte im Wirtschaftswunderland. Dank Personalrabatt, Ratenkaufkredit, Weihnachtsgeld und trotz eines kriegsversehrten, jähzornigen Trinkers als Ehemann, der kaum zum Hausmeister taugte - außer wenn's um

Rumbrüllen ging. Ein Gatte, der auch das Familienleben nicht selten mit Befehlsgebell in einen Kasernenhof und Kriegsschauplatz verwandelte, weil er von Jugend an nicht viel anderes kennengelernt, mit 17 an die fallende Ostfront gemusst, sich davon nie erholt hatte und den Weltkrieg als Kleinkrieg in der Familie fortsetzte.

Noch weniger als zum Hausmeister eignete er sich zum Betreuer für I-Dötzchen Nina. Weshalb Frau Mattka, soweit es ihre Schichten im Krankenhaus zuließen, oder ihre Mitbewohnerin Frau Greulich und Herr Stachulla ab mittags einsprangen.

Gegen ein kleines Taschengeld haben sie Regina, das »arme Kindchen«, nach Strich und Faden verwöhnt. Nina-Regina beglückte neben Mamas ansteckendem Glück als Hortensie die Aussicht auf eine Schlummerle-Puppe, die ihr zu Weihnachten versprochen wurde. Womit erstmals Aussicht darauf bestand, in den Club der ultimativen Hochhaus-Puppenmütter – angeführt von Britta Bönsch, wem sonst? – aufgenommen zu werden.

Sie hat die Puppe nie bekommen.

Der Krebs und der Tod hatten andere Pläne mit ihrer Mutter. So viel zum Thema Horten und dazu, warum der Anblick einer dämlichen Kaufhausfassade ihre Laune killt.

Hätte sie schon damals begriffen, dass Glück in der Familie Sanders immer nur ein flüchtiger und heimtückischer Gast sein würde, dem man besser misstraut, sie hätte sich vermutlich viel erspart.

Oh, komm schon! Geht es auch noch melodramatischer? Sei erwachsen!, ruft Regina sich bestürzt zur Ordnung und fängt sich sogleich. Selbstmitleid ist ihr zuwider, nicht hilfreich und völlig fehl am Platz.

Immerhin hat der Tod ihr selbst eine zweite Chance gegeben. Und es gibt mehr als einen Grund, ihr Überleben nach ihrem beinahe tödlichen Unfall vor fast drei Jahrzehnten als fantastische Wiedergeburt, großes Glück und Geschenk zu betrachten.

Der schönste sitzt direkt neben ihr, schnarcht leise und zaubert ein zaghaftes Lächeln auf Reginas Gesicht. Ihr Blick streift voller Zärtlichkeit ihre Tochter Fee, die ihren Kopf an ihre Schulter gekuschelt hat und sich nach einer anstrengenden Bahnfahrt von Berlin bis hierher ein kurzes Nickerchen gönnt. Ganz so, als sei sie noch ihr kleines Mädchen und keine junge Frau und tatkräftige Klinikärztin von 28 Jahren, auf die Regina unermesslich stolz ist.

Fee heißt nicht zufällig Fee, eine englische Kurzform für Felicitas, sie ist einfach eine und sieht mit ihrem feinen Blondhaar, der hellen Haut, ihren blauen Augen und leicht spitzen Ohren – das einzige Erbteil des mutmaßlichen Erzeugers – auch so aus. Eine Fee, deren Geburt ihr vor 28 Jahren das Leben gleich mehrfach gerettet hat, zu einem Zeitpunkt, als sie – kaum älter als ihre Tochter heute – nur noch sterben wollte. Als ihr Lebensfaden tatsächlich hauchdünn war und die Ärzte sie in ein künstliches Koma versetzen mussten.

Was dem lebenshungrigen Zellhäufchen in ihrem Unterleib wunderbarerweise nichts anhaben konnte. Ein Zellhäufchen, von dessen Existenz sie zum Zeitpunkt des Unfalls nichts wusste.

Leben wollte es dennoch.

Es wuchs und wuchs, trat und boxte sie zurück ins Leben und in eine vollkommen andere Welt. Eine bessere als je zuvor. Nie hätte Regina damit gerechnet, wie leidenschaftlich gern und begeistert sie Mutter sein würde und – ihrer bescheidenen Kindheit zum Trotz – eine nicht allzu miserable. Fee ist der Beweis.

Deutlich aufgemuntert kehrt Reginas Blick zum Fenster zurück. Der Bus passiert ein imposantes mittelalterliches Festungstor, womit die Innenstadt hinter ihnen liegt. *Noch sechs Haltestellen bis Hoffnungsthal*, berechnet Regina und zieht unwillkürlich die breite Krempe ihres Hutes tiefer in die Stirn.

Sie trägt immer Hut, wenn sie unter Menschen geht. Gewohnheitssache. Früher der frischen Unfallnarben wegen, inzwischen, weil sie sich gern bedeckt hält und darunter wortwörtlich gut behütet fühlt. Hoffentlich auch hier. Mit neugierigen, bedauernden, sogar mit verstörten Blicken kann sie umgehen, sehr souverän sogar, mit Schadenfreude und vielleicht sogar Gehässigkeit nicht.

Nun, auch das wird sie lernen.

Im Klostergarten, Alte Sauerkrautfabrik, Beim Bunker, Aschbergwerke, Am Autobahntunnel, Zum Grünbäumchen. Mühelos zählt sich Regina die Haltestellennamen der alten Linie 7, inzwischen Nummer 23, weil die Stadt gewachsen ist, auf.

Sie hat die Namen nicht vergessen. Wer hätte das gedacht? Sie nicht. Immerhin war sie seit einer halben Ewigkeit nicht mehr hier. Bald vierzig Jahre. Achtunddreißig, um genau zu sein, erinnert sich Regina mühelos und mit leisem Grimm. Ihr lächerlich exaktes Gedächtnis wird ihr langsam unheimlich. Wer weiß, was es noch so hergeben wird.

Verdammt, sie will sich nicht erinnern, wollte sie nie. Sie hatte über die letzten drei Jahrzehnte genug damit zu tun, die Gegenwart im Griff zu behalten, was ihr gelungen ist. Im Hier und Jetzt lebt es sich für sie am besten. Hoffnungsthal und alles, was damit einmal zusammenhing, hatte sie in ihren Gedanken komplett ausradiert.

Wären nicht die Mattka und ihr völlig überraschendes Testament, sie wäre niemals hierher zurückgekehrt. Nie.

Macht sie vielleicht gerade einen gewaltigen Fehler?

Sei nicht albern, bekämpft Regina energisch einen aufkeimenden, uralten Fluchtimpuls. *Es gibt Wichtigeres als deine dämliche Kindheit, und Hoffnungsthal ist nicht die Hölle.*

Im Gegenteil hat sie es lange Zeit als Paradies erlebt. Selbst nach dem Tod ihrer Mutter. Nicht zuletzt dank Frau Mattka, Frau Greulich und Herrn Stachulla, die schon zu

ihren Barackenzeiten als Ersatzfamilie für Fritz Krapolski gute Arbeit geleistet hatten.

Noch wichtiger: Sie sollte sich - vom Ableben der alten Dame einmal abgesehen - über das unverhoffte Erbe freuen und dankbar sein, denn nun ist sie fürs Alter halbwegs abgesichert. Darauf hat sie seit ihrem Unfall, ihrer in Folge komplett gescheiterten Karriere und einer löcherigen Erwerbsbiografie als alleinerziehende Mutter bislang nicht zu hoffen gewagt. Vermutlich wird sie sogar ihre Tochter beim Einkauf in eine Arztpraxis finanziell ein wenig unterstützen können, sodass die ihrem mörderischen Klinikalltag rascher als gedacht entfliehen kann.

Reginas Blick wandert erneut zu Fee. Ja, Fee ist die Sache wert. Fee ist alles wert. Auch das Risiko, noch einmal mit den bewölkten Seiten ihrer Vergangenheit in Kontakt zu kommen.

Wer nichts riskiert, wird nie Champagner trinken.

Hoppla, wo hat ihr Gedächtnis diesen flotten Spruch ausgekramt? Von Frau Mattka stammt der nicht. Nein, fällt Regina ein, den hat sie von Henriette von Aschberg, einer weiteren von ihr zeitweise angebeteten Heldin aus Kindertagen.

Einer eher schemenhaften Heldin, die nur sporadisch, meist zu Festen im Hochhaus auftauchte, weit weniger verlässlich als Luiselotte Mattka, Frau Greulich und Herr Stachulla war, aber dafür amüsant, atemberaubend elegant, der Inbegriff von Übermut, erfrischendem Leichtsinn und Champagnerlaune.

Trotz solcher Lichtblicke: Die Rückkehr nach Hoffnungsthal ist ein heikler Trip auf der Straße der Erinnerung und auch aus einem anderen Grund mehr als riskant, vor allem ist er einfach ... einfach ... *was?*

Deprimierend!

Gleichgültig, wie idyllisch die alten Klostermauern, die der Bus soeben passiert, und der Park mit seinen alten Kastanien dahinter scheinen. Ihres Wissens ist das

sogenannte Klösterchen noch immer eine Klappskiste mit Pinguinen.

Okay, nein ... Das ist eine dämliche Bezeichnung aus Kindertagen. Es handelt sich natürlich um eine psychiatrische Fachklinik, in der Ordensschwestern walten. Und Regina weiß seit ihrem Unfall nur zu gut, wie segensreich therapeutische Hilfe sein kann.

Eine Weile machte im Hochhaus das Gerücht die Runde, Henriette von Aschberg sei in jungen Jahren mal Patientin im Klösterchen gewesen. Was genau wie die immense Größe der Einrichtung in Reginas Augen ein Beweis dafür ist, dass diese Stadt ein Ort zum Verrücktwerden ist, zumindest für Menschen, die sich nicht den üblichen Regeln unterwerfen, die die gerade gültigen Grenzen des Erlaubten sprengen wollen und sich weigern, der Norm zu entsprechen.

Und sei es nur aus Langeweile.

Zuletzt ist sie hier als Gymnasiastin im Bus entlanggefahren, oft bedrückt und mit dem festen Plan, das Stadtrandviertel Hoffnungsthal so rasch und endgültig wie möglich hinter sich zu lassen. Um die Welt zu erobern und allen zu beweisen, was in Regina Sanders steckt.

Kein Hochhauskind, keine bedauernswerte Halbwaise mit einem tobsüchtigen Doornkaat-Trinker als Vater, kein chancenloses Nichts aus der Provinz, sondern ein Mensch mit ungeahnten Begabungen. Eine kommende Berühmtheit, völlig unbehindert von Gefühlsballast. Ganz so, wie eine Band es in den frühen 80ern besungen hat: *In meinem Film bin ich der Star, ich komm auch nur alleine klar.* Wer hat das noch mal getextet? Ideal, genau, so hieß die Band. Junge, Junge, ihr Gedächtnis kommt wirklich auf Trab und ist nicht zu bremsen.

Gegenwehr scheint sinnlos. *Am besten, ich bringe all das hinter mich, bevor ich das Hochhaus erreiche,* beschließt Regina. Damit ist sie besser gewappnet, wenn

ihre Vergangenheit live, in Farbe und Gestalt ehemaliger Nachbarn oder deren Nachfahren auf sie einstürmt.

Um ungebunden, frei und irgendwie bedeutend zu werden, gab sie als Kind zunächst wenig originell in der Schule ihr Bestes, stieg rasch zur Klassenersten, zum Jahrgangsstar, zum Lehrerliebling und damit zum Hass- und Spottobjekt für die Mehrzahl ihrer Klassenkameraden auf. Das hat ihr bis zu ihrem vierzehnten, fünfzehnten Lebensjahr allerdings nichts ausgemacht. Sie kam tatsächlich alleine klar - nun ja, fast. Es gab ja Frau Mattka. In ihren farbenfrohen Zukunftsträumen sah sie sich als unerhört begabte Biologin, als Geologin, Geografin, Ethnologin, in jedem Fall als Weltenbummlerin mit wichtigen Forschungsaufträgen und - das vor allem - spektakulären TV- und Filmauftritten. Schließlich sollte ganz Hoffnungsthal ihr beim Berühmt- und Begabtsein zuschauen.

Regina lächelt schief.

Das kommt davon, wenn man als Kind den weltreisenden Tchibomann aus der Kaffeewerbung anhimmelt, mit Grzimek auf Safari geht und wie süchtig Tierdokus von Sielmann und exotische Tauchabenteuer von Hans Hass oder Jacques Cousteau guckt, um in der Fantasie mühelos die Welt zu erobern.

Es war ein früher Fall von Binge Watching, aber immerhin mit Bildungshunger, weshalb kein Erwachsener sie je davon abhielt oder sie für verkorkst hielt, weil sie sich ab ihrem achten Lebensjahr statt Barbiepuppen, Monchichis, Click-Clack-Kugeln oder ähnlich angesagtem Krimskrams stets Lupen, Mikroskope, Nachtferngläser zwecks Tierbeobachtung, Bücher über große Entdecker, Pflanzenbestimmungsfibeln oder einen Tropenhelm zum Geburtstag wünschte.

Letzteren bekam sie - von Frau Mattka. *In Liebe für die künftige Dschungelforscherin*. Frau Greulich wollte ihr - zu Studienzwecken - sogar ihren geliebten ausgestopften